

Braunschweig, 9. Juni 2007.

„Die Lehr- und frühen Meisterjahre des Komponisten, Geigers, Dirigenten und Musikpädagogen Louis Spohr in Braunschweig“

von Kadja Grönke, Kassel

In dreijährigem Turnus findet in Braunschweig, der Geburtsstadt Louis Spohrs, ein wissenschaftliches Symposium statt, das in diesem Jahr dem Zeitraum von 1797 bis 1805 gewidmet war – jener Spanne, in der Spohr in Braunschweig seine schulische und musikalische Erziehung und Ausbildung empfing.

Veranstaltet von der Internationalen Louis Spohr Gesellschaft Kassel e. V. in Kooperation mit der Stadt Braunschweig, dem Seminar für Musik und Musikpädagogik der Technischen Universität Braunschweig und der Initiative Louis Spohr Braunschweig, beleuchtete das Symposium in der Aula der Technischen Universität das vielfältige Geistesleben der damaligen Zeit. Die Gesamtleitung der Tagung (die sich in die Aktivitäten zu „Braunschweig – Stadt der Wissenschaft“ Veranstaltung zugleich auch ein Zeichen für die 20-jährige Städtepartnerschaft zwischen Braunschweig und Magdeburg setzte.

Dürre selbst machte den Auftrakt, indem er die „Einflüsse einer philanthropinistisch geprägten Residenzstadt auf die Entwicklung Spohrs als Künstler und Pädagoge“ darlegte. Seine These, dass Spohrs reformpädagogische Prägung bereits im Elternhaus erfolgte und nicht erst durch den Besuch des Philanthropinums, fügte sich überzeugend zu den Erläuterungen des Germanisten Cord-Friedrich Bergahn (Braunschweig), der „Das Geistesleben in Braunschweig nach 1750“ umriss und diese Strad als besonders Zentrum der deutschen Aufklärung deutete. Vor diesem komplexen Hintergrund stellte Carsten Niemann (Berlin) „Musikerpersönlichkeiten Braunschweigs vor die den „Braunschweiger Hofkapellmeister Johann Gottfried Schwanberger und Aspekte seiner künstlerischen Entwicklung“ zum Anlass nahmen, klare Traditionslinien von Johann Sebastian Bach über Schwanberger zu Spohr exemplarisch nachzuzeichnen. Spohrs Bach-Rezeption war gleichfalls Gegenstand des Referats von Claus Oetner (Eisenach).

Von einigen Wegbereitern Spohrs kennen wir heute kaum mehr als den Namen. Traugott Goldbach (Braunschweig) zeigte am Beispiel von „Du Four – Spohrs Geigenlehrer und Musikmeister in Holzminde“ vorbildlich, wie eine solche lückenhafte Quellenlage, sauber ausgewertet, dennoch zu neuen Erkenntnissen führen kann. Abschließend umriss Kadja Grönke (Kassel) am Beispiel von Spohrs Kasseler Cäcilien-Verein, wie Spohr die vielfältigen musikalischen und pädagogischen Impulse und die breite Kenntnis der Musikgeschichte, die er in Braunschweig erwarb, in seinen späteren Kasselern Jahren für eine demokratische Musikpflege fruchtbar machte.

In seinem Schlusswort konnte Herfried Hornburg (Kassel), Präsident der Internationalen Louis Spohr Gesellschaft Kassel, zufrieden konstataren, wie ergiebig es ist, sich mit Spohr und der kulturellen Umbruchszeit zwischen Klassik und Romantik vertieft zu beschäftigen.

Im unmittelbaren Anschluss an das Symposium brachte ein Festkonzert in der Braunschweiger Martinikirche Werke zu Gehör, die zu Spohrs Zeit in seiner Geburtsstadt aufgeführt wurden. Am Sonntag erfolgte dann die Verleihung des Louis Spohr Preises an den italienischen Komponisten Salvatore Scarrino. Dass Spohr im Programm des umrahmenden Sinfoniekonzerts lediglich durch die Ouvertüre zu seiner Oper *Faust* präsent war, erschien mager genug angesichts der bei dem Symposium eindrucksvoll unter Beweis gestellten Tatsache, wie vieles es an diesem Komponisten noch zu entdecken gibt.

Ruppenthal/Großweikersdorf, 15. und 16. Juni 2007:

„Erstes internationales Ignaz-Joseph-Pleyel-Symposium“

von Michael Aschauer (Rum/Innsbruck)

Anlässlich des 250. Geburtstages des Komponisten kamen in seinem niederösterreichischen Geburtsort zwölf Musikwissenschaftler aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Großbritannien und Neuseeland zusammen, um diese zu seiner Zeit überaus erfolgreiche Persönlichkeit neu zu entdecken. Das von der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz (Institut Oberstufe) und der Internationalen Pleyel-Gesellschaft unter Leitung von Klaus Aringer veranstaltete Symposium widmete sich in erster Linie dem bisher noch kaum wissenschaftlich erforschten kompositorischen Werk. In methodischer Vielfalt wurden die für Pleyel zentralen Werkattungen behandelt, ein Schwerpunkt lag auf dem Bereich der Kammermusik: Ludwig Finscher (Wolfenbüttel) befasste sich mit den frühen Quartetten auseinander, Bernd Edelmann (München) untersuchte die Streichquintette in Molltonarten, und Thomas Schmitz-Beste (Bangor) zeigte anhand der Violinduos, wie Pleyel zugleich instrumentalpädagogischen und künstlerischen Erfordernissen gerecht werden konnte.

Verschiedene Annäherungsweisen prägen auch den für das Schaffen Pleyels ebenso zentralen Themenkreis „Bearbeitung“: Allan Badley (Wellington) verglich dessen Revision des *Violinkonzerts* in D-Dur Ben 103 mit der ursprünglichen Fassung, Klaus Hubmann (Graz) und Harald Strebel (Zürich) brachten am Beispiel von Bläserharmonien und einer Partita interessante Aspekte zur Echtheitsfrage und zur instrumentenspezifischen Schreibart zur Sprache, und Michael Aschauer (Innsbruck) befasste sich mit Pleyels Umgang mit schottischen Melodien in den Sonaten und Betrachtungen zu den Kirchenmusikwerken steuerte Petrus Eder (Salzburg) bei, Klaus Aringer (Graz) setzte sich mit Gestalt und Funktionen der langsamen Einleitungen in Pleyels Symphonien auseinander. Sally Sargent (Wien), unterstützt von György Mézáros am Pleyel-Flügel, behandelte Pleyels Methodik des Klavierspiels, und Armin Raab (Köln) ging der Beziehung zwischen Pleyel und seinem Lehrer Joseph Haydn auf den Grund.

Gewinn bringend gestaltete sich der kleine Rahmen der Veranstaltung, der anregende Diskussionen auch absiebt der Vorträge ermöglichte und Raum für persönlichen Austausch ließ. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Schaffen Ignaz Pleyels steht erst am Anfang, sie könnte Wesentliches zu einem tieferen Verständnis der Musikgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts und der Abläufe des aufkommenden musikalischen Marktes beitragen. Ob und inwiefern Pleyel als Komponist auch die musikhistorische Entwicklung stützend beeinflusst hat, werden erst weiterführende Untersuchungen zu klären vermögen.

Der Tagungsband, der in rund einem Jahr erscheinen soll, wird Ignaz Pleyel unter Einbeziehung weiterer Studien auf umfassende Weise porträtieren.

Leipzig, 22. und 23. Juni 2007:

„Peri mousikés epistémês. Das Wissen der Griechen von der Musik in den Disziplinen der Gegenwart“

von Nico Thom, Klagenfurt

Einem Auftritt von Sebastian Klotz (Leipzig) folgend setzten sich musikalifreie Wissenschaftler verschiedener Provenienz, Musikwissenschaftler und Musiker zwei Tage lang an einen Tisch, um über das musikbezogene Wissen im antiken Griechenland zu sprechen. Im Zentrum der ausführlichen Vorträge und Diskussionen stand dabei weniger die Fortsetzung der philologisch-his-

torischen Aufarbeitung. Vielmehr war es der Versuch, das weit reichende antike Verständnis von *mousiké* als *techné* und *epistémé* in heuristischer Absicht mit gegenwärtigen Strategien der Musikforschung zu konfrontieren, um so einerseits neue Impulse aus zum Teil verschüttetem antiken Musikwissen zu beziehen und andererseits das erkenntnistheoretische Potenzial zu betonen, das einige zeitgenössische Nachbar-Disziplinen der Musikforschung mit dem alten griechischen Wissen von der Musik teilen.

In einem paradigmatischen Eröffnungsvortrag skizzierte der Gasgeber Sebastian Klotz die Grundzüge antiker Musik-Wissensformen sowie deren Interpretationen bzw. Modifikationen im Mittelalter, der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert. Den Link zur Gegenwart stelle er über ein unerwartetes Hörbeispiel her: den 1975er Pop-Hit *Love to Love you, Baby* von Donna Summer und Giorgio Moroder. Der Titel und sein Kontext verdeutlichen, so Klotz, dass Popmusik das letzte Reliquium für ein Musik-Verständnis sei, das sich weitgehend mit der antiken Vorstellung von *mousiké* decke. Vor allem Nachbar-Disziplinen wie die Medientheorie, Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, die Sound Studies, Kulturwissenschaft und Historische Anthropologie könnten der Musikwissenschaft Anregungen für einen neuen Umgang mit Musik liefern, da sie die Erforschung der vielschichtigen Wissensformen (Gebrauchswissen, Handlungswissen etc.), die im antiken Musikwissen verankert gewesen seien, forcieren.

Der Philosoph Tim Wagner (Berlin) konkretisierte mit seinem Vortrag „Musik als Wissensgebiet bei Platon und Aristoteles“ am Beispiel von zwei Exponenten antike Zugänge zur Musik: Es zeige sich, dass, im Gegensatz zu den Pythagoräern, Musik für Platon und Aristoteles nur von geringem Interesse gewesen ist und zumeist im Zusammenhang mit Erziehungsfragen behandelt wurde.

Nichtsdestotrotz sei die antike Auseinandersetzung mit Musik stark prägend gewesen für die Entwicklung abendländischen philosophisch-wissenschaftlichen Denkens, so der Medienwissenschaftler Martin Carlé (Berlin). In seinem Vortrag „Geschenke der Museen im Streit Ihrer Geborgenheit: die antike Musiknotation als Medium und Scheideweg der Museen im Streit Ihrer Geborgenheit“ legte Carlé anhand von zahlreichen griechischen Notationen dar, dass die alten Modi sukzessive einer einheitlichen Stimmung gewichen sind, damit Modulationen möglich werden bzw. systematisch dargestellt werden konnten. Antike Musiktheorie sei zugleich Phänomenologie (der Musik) gewesen und habe den Systemgedanken von Wissenschaft vorangetrieben.

Holger Schulz, Komparatist und Sound-Anthropologe aus Berlin, sprach über „Klang als Arbeits- und Erfahrungswissen“. Er verwies darauf, dass bei Aristoteles, genauer gesagt in dessen Rhetorik, die Bedeutung des Redeklangs thematisiert werde. Das Ethos einer Rede orientiere sich am Klang. Der Redeklang sei nach Aristoteles wiederum von den jeweiligen räumlichen Gegebenheiten abhängig. Dieses Rede-Raumklang-Wissen ist Schulz' Auffassung zufolge heute weitgehend verloren gegangen. Eine Oral Architecture widme sich deshalb der Rückgewinnung dieses Praxiswissens, das aber nur langsam zurückgeholt bzw. aufgebaut werden könne.

Ein in Abwesenheit des Autors vorgetragener Text des Berliner Musikwissenschaftlers und -journalisten Wolfgang Fuhrmann trug den Titel „Antike Musiktheorie und die Naturwissenschaftliche Revolution der Frühen Neuzeit“. Dass das Buch des Umverums in mathematischen Zahlen geschrieben sei (Galilei) war die allgemeine Grundannahme bzw. das wirksame Programm der Naturwissenschaften um 1600 – und ist es bis heute, so der Autor. Galilei und Kepler seien musikalisch verärgert gewesen und hätten mit Musik experimentiert bzw. Messungen ange stellt. Dabei hätten sie die antike zahlbasierte Musiktheorie wiederentdeckt und diese zum ersten Mal experimentell überprüft, z. B. die Koinzidenztheorie der Konsonanz.

Auch Oliver Wiener, Musikwissenschaftler aus Würzburg, widmete sich der Rezeptionsschichte der antiken Musiktheorie. In seinem Vortrag „Von und um Musik wissen: Verortung der *musica scientia*, Leipzig 1734–1754“ berichte er von dem Dilemma, mit dem die Musikforscher des 18. Jahrhunderts (Mitzler, Euler, Forkel) umzugehen hatten. In jener Zeit stand die Musikpraxis im Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen. Im antiken Griechenland hatte man sich hingegen vorrangig der Musiktheorie (im weitesten Sinne) gewidmet. Dennoch versuchten die Forscher des 18. Jahrhunderts antike wissenschaftliche Aspekte von Musik stark zu machen und verwickelten sich so in eine selbst produzierte Widersprüchlichkeit.

Im Vortrag „Cespizirte Ohren. Musik als Sonifikation von Welt“ von Axel Volmar, einem Medienwissenschaftler aus Berlin, ging es um eine Geschichte des Hörens. Der Referent versuche zu veranschaulichen, wie Musik das Wissen bzw. die Vorstellung von Welt hörbar macht. Anhand von einigen historischen Beispielen musikalischer Umsetzung von Weltwissen wurde das Thema spezifiziert. Volmar sprach beispielsweise über die mathematischen Experimente am Monochord, die Euklid durchgeführt habe. Hörführung von Welt werde für Euklid am Instrument erkenntnistheoretisch greif- und erlebbar – und für uns im Hier und Jetzt historisch nachvollziehbar.

Um Gegenwärtigkeitsbezug ging es besonders im letzten Referat, das der in Frankfurt am Main ansässige Musikwissenschaftler Rainer Bayreuther hielt. „Gegenwärtiges Komponieren als *Musi-ca disciplina*“. Das Beispiel der Klanginstallationen von Robin Minard¹ hieß es und beschäftigte sich mit dessen Artikulierung von Räumen über das Medium Klang. Minard quantifizierte Klänge unmittelbar über deren Wahrnehmung im Raum. Die narrativen Eigenschaften seiner Installationen werden von den Eigenschaften des jeweiligen Raumes konditioniert, in dem sie aufgestellt sind. Es handele sich also um ein Wechselspiel zwischen Raum und Klanginstallateur.

Das Referat löste lebhafte Diskussionen über die Grenzen unseres zeitgenössischen Musikverständnisses aus und wurde von einigen Teilnehmern des Rundtischgesprächs zum Anlass genommen, den alle Kunstformen inkludierenden *mousiké*-Begriff der griechischen Antike zu bewerten und für dessen Wiederbelebung zu plädieren.

Das abschließende Konzert des Ensembles *LyrAblos* mit eben jener altgriechischen Musik bzw. *mousiké* setzte einen würdigen Rahmen um eine von antikem Geist durchwehte Veranstaltung.

Eine Veröffentlichung aller Vorträge plant die Zeitschrift *Musiktheorie* für das Jahresende.

Erfurt, 28. bis 30. Juni 2007:

„Der mitteldeutsche Kantor“

von Christine Hausstein (Erfurt)

Die Referate der Konferenz widmeten sich dem „Bild“ des Kantors, seinem Ausbildungsweg, den städtischen und ländlichen Unterschieden in der Amtsführung sowie Entwicklungen an konkreten Beispielen zwischen der nachreformatorischen Zeit und der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dabei bestätigte sich Matthessons Bemerkung, dass die „Kantormaterie sehr weit“ und der Forschungsgegenstand noch längst nicht erschöpft seien.

Konrad Küster (Freiburg im Breisgau) referierte über die Wurzeln und Wandlungen des lutherischen Kantors und stelle seinen Ausführungen die Frage „Musizieren Pfarrer?“ voran. Nach Besuch der Lateinschule und absolvierten Theologiestudium konnte sich sowohl für das Kantoren- als auch das Pfarramt beworben werden. Das Komponieren gehörte keinesfalls zu den primären Aufgaben, das Vermitteln der Lieder für den gottesdienstlichen Gemeindegesang dagegen schon. Die institutionellen und musikalischen Aspekte des frühprotestantischen Kantors legte Jürgen Heidrich (Münster) am Beispiel des „Urkantors“ Johann Walter und der Torgauer Kantorei dar.

Nachdem Eberhard Möller (Zwickau) den beschwerlichen Weg in ein Kantorat aufzeigte, die Voraussetzungen für eine Erfolg versprechende Bewerbung und die insgesamt hohen Anforderungen an die Kandidaten beschrieb, gewährte Michael Maul (Leipzig) Einblicke in die Arbeitsweise von zwei Ronneburger Kantoren. War der kirchenmusikalisch ambitionierte Kantor bestrebt, Werke seiner Zeitgenossen aufzuführen zu wollen, musste er sich ein Netzwerk an Verbindungen zum Zwecke des Notenaustauschs schaffen.

Das wichtigste und in musikalischer Hinsicht überragende Leipziger Thomaskantorat erlebte im 17. Jahrhundert den Wandel von der wissenschaftlich humanistischen zu einer zunehmend künstlerischen Ausrichtung sowie die Entwicklung zum städtischen Kantorat (Peter Wolny, Leipzig). Auf dieser Grundlage entspann sich um 1700 eine Debatte darüber, inwieweit der „gelehrte Kantor“ eine Last der Tradition oder zukunftsreiche Konzeption darstelle (Joachim Kremer, Stuttgart). Der „verhinderte Kantor“ Johann Gottfried Walther überbrückte seine anstellungslose